



Landessynode 2022

4. (ordentliche) Tagung der
19. Westfälischen Landessynode

12.06. – 15.06.2022

Mündlicher Bericht der Präses

Über die Tätigkeit der Kirchenleitung sowie
über die für die Kirche bedeutsamen
Ereignisse

Eine Zeitansage im Sommer

I. Sommergedicht

Eine Frühjahrssynode, hohe Synode, eigentlich ist schon Sommer, fast Mittsommer sogar, so kurz vor dem Johannistag. Ungewöhnlich sommerlich waren bereits die ersten Tage im März, manche werden sich erinnern. Es war ein geradezu gespenstischer Gegensatz: Täglich die verstörenden Bilder und Nachrichten von dem mörderischen Massaker in der Ukraine – und bei uns strahlender Himmel, prangende Blüten, überall erwachendes Gesumm und Gebrumm. Geradezu unanständig schien es, sich daran zu freuen. Als dürfe es keinen Sommer geben mit seinen Freuden, wenn ganz in der Nähe Krieg ist. Aber doch, es ist Sommer. Und Gottes Versprechen gilt: *Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.* (1. Mose 8,22)

Also zu Beginn ein Sommergedicht, aus der Feder von Detlev von Liliencron. Es heißt „Dorfkirche im Sommer“:

*Schläfrig singt der Küster vor,
Schläfrig singt auch die Gemeinde.
Auf der Kanzel der Pastor
Betet still für seine Feinde.*

*Dann die Predigt, wunderbar,
Eine Predigt ohnegleichen.
Die Baronin weint sogar
Im Gestühl, dem wappenreichen.*

*Amen, Segen, Türen weit,
Orgelton und letzter Psalter.
Durch die Sommerherrlichkeit
Schwirren Schwalben, flattern Falter.*

Leichtfüßig kommt dieses kleine Stück daher mitten im schweren Gelände, durch das wir uns in diesem Sommer 2022 wühlen. Der starke Tobak, der darin steckt, ist in harmlose Reime verpackt. Eine wirkliche Kunst, sie so sommerlich durch den Kakao zu ziehen: die Verschnarchtheit, mit der ehrwürdige Traditionen gepflegt werden, und die Wehmut darüber, dass dies alles im Vergehen ist. Dieser charmante poetische Spott auf die Kirche ist mehr als 150 Jahre alt. Von Liliencrons Gedicht entstand in der vermeintlich „guten alten Zeit“, als das Volk noch fromm und die Kirche mitten im Dorf war.

II. Müdigkeit

*Schläfrig singt der Küster vor,
Schläfrig singt auch die Gemeinde.*

Allgemeine Müdigkeit. Ja, die kennen wir. Und zurzeit erleben wir eine Menge davon. Mehr jedenfalls, als uns lieb ist. Was jedoch im Gedicht als durchaus selbstzufriedener, dösiger Dämmerzustand daherkommt, macht sich gegenwärtig als gereizte, aufgescheuchte und latent aggressive Erschöpfung breit – auch in der Kirche.

Gerade war noch Corona, und wir hatten uns vorgenommen, mit ausreichend Abstand zurückzublicken und aufzuarbeiten, was dieses Virus angerichtet hat. Auf der Agenda, so war es gedacht, sollte in diesem Sommer stehen: Theologie nach Corona. Gottesdienst nach Corona. Seelsorge nach Corona. Gemeindeleben nach Corona. Die Rolle der Kirche in unserer Gesellschaft nach Corona. Nicht zu vergessen: Finanzen nach Corona. Jetzt ist „nach Corona“. Aber nicht, weil Corona vorbei wäre. Nein, jetzt ist „nach Corona“, weil jetzt mitten in Europa Krieg ist.

Man kann sich offenbar immer nur von einer Sache verrückt machen lassen. Diese erstaunliche Anpassungsfähigkeit an Katastrophen scheint menschliche Überlebensstrategie zu sein. Noch vor drei Jahren wäre uns manches wie Szenen aus einem Fantasy-Film vorgekommen, was wir heute als „normal“ ansehen. Ich frage mich allerdings ein wenig beklommen: Ist das wirklich eine Fähigkeit, oder zeigt sich darin eher eine Unfähigkeit, mit Krisen umzugehen? Lernen wir tatsächlich gerade eine neue Lektion über unser Leben – oder stecken wir resigniert den Kopf in den Sand? Oder beides? Der Krieg, so nehme ich's bei mir selber wahr, ist inzwischen auch schon nicht mehr ganz obenauf. Das irritiert. In den Medien wird es buchstäblich sichtbar: Da hat der Krieg zwischen Johnny Depp und Amber Heard dem Krieg in der Ukraine eindeutig den Rang abgelaufen. Ist es erste Gewöhnung, die hier einkehrt, Kriegsroutine der Nichtbetroffenen, eine fatalistische Abgefundenheit, die damit rechnet, dass es halt ‚da hinten‘ im Osten auf ein jahrelanges Töten und Sterben hinausläuft? Gott bewahre!

Wir haben dieses unberechenbare Virus so satt. Der vollkommen sinnlose Krieg widert uns an. Wir sind der immer neuen Krisen überdrüssig. Und mitten da hinein und zusätzlich obendrauf kommt all das, was den technischen Namen „Transformationsprozess“ trägt. Der beschäftigt uns in unterschiedlichsten Facetten, will gestaltet und gesteuert und verantwortet sein und erzeugt – da dies alles zusammen eine einzige Überforderung darstellt – hoch emotionale Wallungen. Wenn Wallung der Gemüter auf körperliche und seelische Erschöpfung trifft, dann wird's brenzlich. Hoch explosive Begegnungen können daraus entstehen, die hier und da ein Gift freisetzen, das lange nachwirkt. Sie alle kennen das, wovon ich rede, aus eigener Erfahrung: Wie Sie endlose Diskussionen in Ihren Gremien führen, bei denen der Ton immer angespannter und irgendwann verletzend wird; wie Sie den Computer am liebsten aus dem Fenster werfen möchten, weil gerade mal wieder gar nichts funktioniert; wie Sie trotz Myriaden von Überstunden die Arbeit nicht schaffen, weil das Pensum einfach unerschaffbar ist; wie der Schweiß ausbricht, wenn die Zahlen im Haushalt nicht stimmen ... - oder alles auf einmal.

Vor kurzem ist mir im Austausch mit jungen Pfarrkolleginnen und -kollegen zum ersten Mal das Wort „Transformations-Fatigue“ begegnet. Ein hässlicher, unbarmherziger Begriff. Das „Fatigue-Syndrom“ spielt bei Krebserkrankungen eine Rolle und bei anderen chronischen Leiden. Es beschreibt eine überwältigende Müdigkeit,

die mit Schlaf nicht zu beheben ist, und eine lähmende Erschöpfung, die sich wie ein bleierner Schatten auf sämtliche Aktivitäten legt.

Wir sind müde und zugleich rastlos und hellwach. Ich sage ganz bewusst „wir“, weil mir scheint: Niemand ist von dieser seltsam widersprüchlichen Mixtur ausgenommen. Eine Kollegin schreibt vor ein paar Tagen in einer Mail: „Mir geht's wie Dir - eins jagt das andere, und wir zehren kaum noch von den guten ‚Dingen‘. Ausgezehrt. Das, was nährt, hat in all der hektischen Geschäftigkeit kaum noch eine Chance.“

Es hilft nicht, diesen Zustand zu beschweigen oder seine Beschreibung als fruchtloses Jammern über kollektive „Befindlichkeiten“ abzutun. Wach angehen und verändern lässt sich nur das, was erst einmal ehrlich wahrgenommen wird und offen zur Sprache kommt.

III. Das Unverfügbare

Im Jahr 2018, während der Vorbereitungen auf „unseren“ Dortmunder Kirchentag, erschien Hartmut Rosas Büchlein mit dem Titel „Unverfügbarkeit“. Dieser soziologische Essay machte viel Furore, auch in Theologie und Kirche. Kurz bevor das Coronavirus ausbrach, hat Rosa messerscharf analysiert, wie wir spätmodernen Menschen darauf fixiert seien, alles beherrschen zu wollen, und – auf Effizienz getrimmt – nichts dem Zufall zu überlassen. Unser ganzes Streben sei, die Welt in den Griff zu bekommen und das Unverfügbare verfügbar zu machen. So, als müsse die Welt sich uns fügen und zur Verfügung stellen.

Rosa hat diese Weltbeziehung als Trugschluss beschrieben, der die Welt kaputt und uns unglücklich macht, als ein Leben im „rasenden Stillstand“. Das Bild ist eindrücklich: Wir leben wie auf einer ständig abwärtsfahrenden Rolltreppe. Während wir versuchen, die Treppe in der Gegenrichtung so schnell wie möglich hinaufzusteigen, beschleunigt sie ihre Fahrt abwärts immer mehr, so dass unser Lebenstempo zwingend immer hastiger und atemloser wird. Trotz aller Eile und Mühe kommen wir über dieselbe Stelle nicht hinaus: „Rasender Stillstand“.

Mitten in solch „rasendem Stillstand“ wurde unsere Gesellschaft, wurde unsere Kirche von einer Pandemie getroffen. Unvorstellbar, so hatte ich bis dahin angenommen, das heutige Europa könne von einer Seuche befallen werden. Unser Kontinent der Aufklärung und des unaufhaltsamen Fortschritts müsste über Derartiges weit hinaus sein oder es zumindest sofort in den Griff bekommen. Dachte ich.

Heute, im neuen Kriegs- und Seuchenzeitalter, lesen sich Hartmut Rosas Überlegungen beinahe prophetisch. Diese dicht aufeinanderfolgenden Welt-Krisen hat niemand vorausgesehen, obwohl man im Nachhinein – da man immer schlauer ist! – sagen muss: Sie kamen nicht gänzlich aus heiterem Himmel. Weder das unkontrollierbare Virus noch Putins Überfall. Wer Ohren hatte zu hören, konnte hören, und wer Augen hatte zu sehen, konnte sehen. Gerade von unseren ökumenischen Geschwistern aus anderen Regionen der Welt hätten wir es hören und wissen können, denn sie haben es längst gewusst und allzu oft leidvoll erfahren, dass es eine Illusion ist, von Seuchen und Krieg unbehelligt zu bleiben. Mit Haut und Haaren mussten wir diese bittere Lektion lernen, Hals über Kopf wurden wir in die unbequeme Erkenntnis gestürzt: Ja, es stimmt. Das Leben, die Welt, der

Sinn – wir verfügen nicht darüber. Und der „rasende Stillstand“ ist womöglich ein anderes Wort für die spezielle Art von Müdigkeit, die einem in die Glieder fährt beim Versuch, das Leben in den Griff zu bekommen.

Hartmut Rosas Überlegungen faszinieren mich deshalb, weil dieser Soziologe in seiner Sprache sagt, was Kern und Stern unseres Glaubens ist: Wir sind Menschen und nicht Gott. Wir sind verletzbare, sterbliche Geschöpfe. Es hilft – wie Jesus sagt – dem Menschen nichts, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber Schaden nimmt an seiner Seele. Fortschritt führt nicht zwingend ins Reich Gottes. Wer sein Leben um jeden Preis und auf Kosten anderer erhalten will, wird es verlieren. Und Gottes lebendiger, befreiender Geist weht, wo er will.

Es gibt also keinen Grund zum resignierten Fatalismus. Im Gegenteil. Unverfügbarkeit ist weder Fluch noch böses Schicksal. Sie gehört wesentlich zu unserem geschöpflichen Sein. Es bedeutet einen Gewinn für unser Leben, die Unverfügbarkeit einzubeziehen in die Weise, wie wir reden und diskutieren, wie wir entscheiden und handeln. Es ist weise und redlich, nicht dumm und unentschlossen, wenn wir zugeben, in den großen Fragen des Lebens keine leicht fertigen und darin leichtfertigen Antworten zu haben. Es ist heilsam und hält den Himmel offen, wenn wir uns von etwas leiten und berühren lassen, was wir nicht selbst machen und herstellen können. Es ist tief erdverwurzelt und rettungsvoll realistisch, wenn wir mit der Möglichkeit des Unmöglichen rechnen – also damit, dass Gott in die Welt kommt. Immer neu. Gerade in Krisen- und Kriegszeiten.

IV. Gebet für die Feinde

Auf der Kanzel der Pastor

Betet still für seine Feinde.

Am Abend des 24. Februar, als die russische Armee die Ukraine überfallen hatte, hat kein Pastor, hat keine Pastorin allein und still auf der Kanzel gebetet. Viele, sehr viele sogar, haben sich zu Friedensgebeten versammelt. Laut haben sie sich gemeinsam an Gott gewandt, Gott mit ihrem Bitten und Flehen um Frieden in den Ohren gelegen. Ihren Protest und die Solidarität mit den Menschen in der Ukraine in Worte gebracht, gemeinsam die Sprachlosigkeit ausgehalten und darauf vertraut, dass Gottes Geist uns mit unaussprechlichem Seufzen vertritt, wo die eigenen Worte fehlen.

Das Gebet für die Feinde, ja, das war recht still. Es fiel und fällt bis heute schwer. Und doch fehlt es nicht: das Gebet für die Angreifer um Besinnung und Einsicht, um Umkehr vom Weg der Gewalt; das Erinnern an ihre Getöteten. Manche verstört es, das Gebet für die Feinde. Aber es ist uns aufgetragen, niemanden verlorenzugeben. Für die Feinde beten heißt ja nicht, Freunde aus ihnen zu machen. Es heißt auch nicht, ihr verbrecherisches Tun zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Es heißt: Gott herbeizurufen. Es heißt, die Feinde der verändernden, heilsamen Kraft Gottes anzubefehlen. Wie könnten wir darauf verzichten wollen?!

„Beten allein reicht nicht!“, hat eine Ukrainerin mir wütend entgegengeschleudert nach meiner Rede in Berlin, auf der großen Friedensdemonstration Anfang März. Nun, das hatte ich in meiner Rede auch nicht behauptet. Und doch, es war dies ein Moment, in dem ich begriffen habe: Unser Gebet ist eine unverzichtbare Kraftquelle,

in die wir uns flüchten dürfen. Aber unser Gebet darf keine Flucht sein vor der nüchternen Auseinandersetzung mit handfesten Fragen. Zum Beispiel mit den Fragen von Waffenlieferungen und militärischer Verteidigung. Wir haben nicht nur mit Gott zu reden, wir haben aus dem Gespräch mit Gott heraus auch die klare Pflicht, in die Welt hinein zu sprechen.

V. Kirche als Lerngemeinschaft

*Dann die Predigt, wunderbar,
Eine Predigt ohnegleichen.*

Ja, zu predigen hatten und haben wir. Mit Worten und Taten, nicht nur auf der Kanzel – aber da auch. Wir haben das Wort in die Welt zu tragen, das so viel mehr ist als unsere eigenen Wörter. Nicht wunderbar muss das geschehen, nicht ohnegleichen, auch nicht so, dass unsere Predigt Baroninnen zum Weinen rührt, sondern klar und zur Sache. Nicht so, dass da abgekanzelt und moralisiert und dämonisiert wird, sondern so, dass uns abzuspielen ist, wie sehr wir darum ringen, Gott zu hören, in der Spur Jesu gute Wege zu finden, verantwortliche eigene Worte zu wagen.

Militärische Verteidigung, ja oder nein? Waffenlieferungen, ja oder nein? Pazifismus, ja oder nein? Trägt die kirchliche Friedensethik noch, ja oder nein? Der Streit darum brach sogleich heftig los. Und zwar nach der üblichen binären Logik von „richtig“ oder „falsch“. Er spiegelte sich auch in unseren Predigten und kirchlichen Stellungnahmen, erst recht in den verkürzenden Schlagzeilen, die die Medien daraus machten. Angesteckt durch den unmittelbaren Handlungsdruck, unter dem die Politiker und Politikerinnen standen, gab es auch in der Kirche kein Halten mehr. Und auch kaum ein Innehalten, das gewagt hätte, das Fehlen eindeutiger Antworten auszuhalten. Es mussten Meinungen her und Urteile, und zwar sofort. Und es wurde deutlich, dass es neben der Nächstenliebe noch eine zweite Liebe gibt, nämlich die Liebe zur immer schon gehaltenen Lieblingsmeinung. „Stellt die Meinungen ein, auf dass die Liebe gedeiht“, hat Hanns Dieter Hüsch einmal gesagt. Als Zwischenruf hat er's bezeichnet. Mir wird dieser Zwischenruf immer wichtiger: „Stellt die Meinungen ein, dass die Liebe gedeiht!“

Wir brauchen eine Kommunikation, die es erlaubt zu lernen, noch mehr zu lernen und auch: umzulernen. Das biblische Wort, das wir gemeinhin mit „Jünger“ übersetzen, „mathetes“, bedeutet im Wortsinn: „Schüler“. „Geht hin und macht zu Schülern und Schülerinnen alle Völker“, heißt es – wörtlich übersetzt – im so genannten Taufbefehl am Ende des Matthäusevangeliums (Matthäus 28,19f). Jesus und die Zwölf sind im Kern eine Lerngemeinschaft, und Jesus will, dass aus dem kleinen Kreis der Zwölf eine weltweite Lerngemeinschaft wird. Wir sind in der Kirche als Lernende im Namen Jesu unterwegs, und das muss erkennbar unsere Haltung sein – in jeder Predigt, in jedem seelsorglichen Gespräch, in jeder öffentlichen Debatte, in jedem medialen Beitrag. Wir brauchen eine Kommunikation, die es zulässt, Meinungen zu ändern – ohne dass es gönnerhaft als unentschiedenes Schwanken belächelt oder mit Häme als Schwäche aufgespießt wird. Angesichts der Unverfügbarkeit der Welt ist Lernen nicht nur eine Stärke, Lernen ist ein Muss. Wir brauchen eine

Kommunikation, in der nicht als ratlos gilt, wer auf eine komplexe Frage keine schnelle Antwort weiß, sondern stattdessen zwei neue Fragen stellt.

VI. Friedensethische Überlegungen

Es stimmt: Entscheidungen müssen getroffen und Fragen müssen beantwortet werden. Aber ein simples Ja oder Nein darf die komplizierte Wirklichkeit, der die Antwort gelten und standhalten soll, nicht eindampfen und beschneiden.

Könnte es auch im gegenwärtigen Streit um Krieg und Frieden die Aufgabe von Christinnen und Christen sein, sich als Anwälte und Anwältinnen der Unverfügbarkeit zu verstehen? Also ausdrücklich dem Nichtwissen das Wort zu geben, der Skepsis ihr Recht einzuräumen, dem Zweifel den Platz freizuhalten? Ich meine: ja, unbedingt. Dies ist mein Zugang, um eine christlich verantwortete Haltung zu gewinnen zu den ethischen Fragen rund um den Krieg in der Ukraine. Die Aporien und Dilemmata müssen akribisch benannt werden; wir dürfen sie nicht verwischen oder gar wegre-den. Gerade das macht ja die Bibel so stark: Sie löscht die offensichtlichen Widersprüche nicht aus ihrem Text, sondern lässt sie nebeneinander stehen und hebt sie auf in einer größeren Wahrheit. Ebenso die christliche Theologie: Sie beansprucht die Wahrheit nicht in einem Entweder-Oder, sondern nähert sich ihr dialektisch. Sie nennt Gott – gestern haben wir das Trinitatisfest gefeiert! – den „Dreieinigen“. Sie bekennt, Jesus sei wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie nennt das Kreuz Erniedrigung und Erhöhung. Sie spricht vom Schon und Noch-nicht des Reiches Gottes. Sie weiß vom Menschen, dass er gerecht und der Sünde verhaftet ist.

Hier hake ich meine Überlegungen zur Friedensethik ein. In den ersten elf Kapiteln der Bibel – der so genannten Urgeschichte – ist eindrücklich von der Verstrickung des Menschen in Sünde und Gewalt die Rede. Da lesen wir vom Verlust des Paradieses, vom Brudermord Kains und von der Sintflut. In beiden Testamenten nimmt die Bibel zugleich die verwandelnde und erlösende Macht Gottes ernst, die aus der Verstrickung in das Böse befreit. Der Mensch ist böse von Jugend auf, heißt es aus Gottes Mund. Eben deshalb und dem zum Trotz setzt Gott seinen Regenbogen in die Wolken – als Zeichen des Bundes mit dem anfangs zitierten Versprechen, es sollen nicht aufhören „*Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht*“.

Wir erinnern an Jesu gewaltsamen Tod und bekennen ihn zugleich als den Auferstandenen. Wir trauen den Verheißungen Jesu zu, die Welt und das Miteinander der Menschen zu verändern. Und zwar täglich neu, auch wenn die Lage noch so ausweglos erscheint. Jesu Verheißungen sind es, die uns unsererseits handeln lassen und uns die Kraft geben, das Menschenmögliche und Notwendige zu tun.

Androhung und Ausübung von Gewalt sind aus Sicht unseres christlichen Glaubens strikt an die Aufgabe gebunden, für Recht und Frieden zu sorgen. So steht es in der Barmer Theologischen Erklärung. Dabei muss sich christlich begründetes Handeln an Jesu Rede vom Reich Gottes und seiner Vision einer besseren Gerechtigkeit messen lassen. Dieser doppelte Maßstab ist der Kompass, mit dem Christinnen und Christen Politik gestalten. Wir können und dürfen politische Optionen nicht direkt aus der Bibel ableiten oder gar zum Willen Gottes zu erklären. Aber wir haben diesen Kompass. Er gibt uns Orientierung, und er verlangt, immer neu auszuloten, wie wir das Recht und die Würde von Menschen in Not verteidigen und uns zugleich für Frieden einsetzen können.

Das ist mühsam! Und es führt in eine bisweilen unauflösbare Spannung, in der es oft kein eindeutiges „Richtig“ oder „Falsch“ gibt.

Mich empört, wenn der Patriarch von Moskau einen Angriffskrieg als gottgewolltes Mittel darstellt, um seine eigene Auffassung des Christentums und seine Sicht der Geschichte gegen die Bedrohung durch die Ukraine und den Westen zu verteidigen. Gott in dieser Weise vor den eigenen Karren zu spannen, halte ich für Gotteslästerung. Damit verurteile ich ausdrücklich nicht die gesamte russische Orthodoxie, die in sich sehr vielstimmig ist. Wir dürfen und werden die ökumenischen Brücken zu ihr nicht abbrechen.

Spiegelbildlich zur Kritik an Kyrill ist übrigens auch Skepsis geboten, wenn der Krieg in der Ukraine als Verteidigung westlicher Werte idealisiert wird. Auch hier wittere ich eine geschichtstheologische Überhöhung des Krieges, die mir suspekt ist.

Bemerkenswert realistisch geht das biblische Gebot der Feindesliebe davon aus, dass es Verfeindung gibt. Es sagt zugleich: Feindschaft kann überwunden werden. Es stimmt: Die Verteidigung von Freiheit und Recht ist einen engagierten Streit wert. Aber dieser Streit muss sich unterscheiden von der Logik machtvoller Überwältigung, bössartiger Unterstellung und hasserfüllter Abwertung derer, die anders denken. Und allemal muss sich unsere Sprache freihalten von Dämonisierungen und Entmenschlichungen. Niemand wird zum Heiligen, weil er das eigene Leben, die eigene Freiheit und die seiner Lieben verteidigt. Und es wird auch niemand zum Teufel, der – verbohrt und verführt, machtverstrickt und verirrt, dumm und in Böses verliebt – über die Freiheit, das Recht und das Leben anderer herfällt. Er bleibt auch dann noch Mensch. Das ist das Elend des Menschseins – und seine Würde.

Wenn wir Christen von menschlicher Verstrickung in Sünde sprechen, gestehen wir ein, dass Menschen zu Gewalt und Unrecht neigen – und umgekehrt vor Gewalt und Unrecht geschützt werden müssen. Solcher Schutz und alle Hilfe zur Verteidigung sind ihrerseits mit Gewalt verbunden und stehen in Gefahr, neues Leid zu verursachen und sich schuldig zu machen.

Ja, der verbrecherische Angriff auf die Ukraine ist unzweifelhaft und eindeutig der russischen Seite zuzuschreiben. Trotzdem sind wir untröstlich über alle Verletzten, über jeden Toten, über jede verwitwete Mutter, über jedes verwaiste Kind auf beiden Seiten.

Wir wissen, wie buchstäblich not-wendig Vergebung und Versöhnung sind. Wir Christinnen und Christen können uns nicht damit begnügen, dass Siege errungen oder Niederlagen verhindert werden. In der Nachfolge Jesu erinnern wir so nüchtern wie eindringlich daran: Die Logik der Gewalt kommt von selbst nicht zum Stillstand. Denn „wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen“ (Matthäus 26, 52).

Was wiedergewonnen werden muss – und einzig im Wortsinne gewonnen werden kann! – , ist der Friede. Wenn es in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit darum gehen wird, das Schweigen der Waffen in Frieden zu verwandeln, brauchen wir dabei die zivile Friedensarbeit als unabdingbares Fundament. Hier sind die Kirchen besonders stark, hier werden wir als Christinnen und Christen gebraucht!

VII. Fragen am Ende des Lebens

Amen, Segen, Türen weit,

Orgelton und letzter Psalter.

Detlev von Liliencron geleitet die Gottesdienstgemeinde aus dem Raum der Kirche und dem Gewölbe des Glaubens hinaus in die sommerliche Wirklichkeit des prallen Lebens.

Zum Sommer freilich gehört auch der Herbst, und zum Herbst der Winter. So, wie zur Geschöpflichkeit der Erde die Endlichkeit gehört, zum Leben das Sterbenmüssen – und ja, auch das Sterbenwollen.

Gilt auch hier: *„Amen, Segen, Türen weit“*?

Das Bundesverfassungsgericht im Februar 2020 das Verbot der geschäftsmäßigen Sterbehilfe für verfassungswidrig erklärt und dem Gesetzgeber eine Neuregelung aufgetragen. Dies fordert auch die Kirchen und diakonischen Einrichtungen heraus. Wir müssen uns in den Fragen der Suizidassistenz aufs Neue orientieren und positionieren.

Zweierlei ist mir hierbei wichtig. Zum einen: Es bleibt dabei und muss dabei bleiben, um Gottes und deshalb vor allem um der Menschen und der Menschlichkeit willen: Kirche und Gesellschaft sind auf je ihre Weise zuallererst dem Leben und der Würde jedes einzelnen Menschen verpflichtet. Der Suizid darf aus meiner Sicht niemals eine rechtlich, ethisch und gesellschaftlich gleichwertige alternative Option zum Leben sein. Ich bezweifle, dass die Tragik und die Not, die Leere und die Verzweiflung, die einen Menschen zu dem tiefen Wunsch bringen, aus dem Leben zu gehen, sich tatsächlich unter die schöne und große Überschrift der Freiheit stellen lassen. In seiner Not, nicht mehr leben zu wollen oder zu können, ist der Mensch wohl allermeist auch zutiefst unfrei.

Zugleich aber gilt: Wer in Situationen größten Leids und anhaltender Ausweglosigkeit sein Leben beenden will; wer sich – nach Prüfung des Gewissens vor Gott – dazu entschließt, einem anderen bei dessen Suizid beizustehen, soll nicht die Verurteilung der Kirche oder der Glaubenden fürchten müssen. Er oder sie soll sich des Beistands durch das seelsorglich tröstende Wort und das stärkende Sakrament der Kirche gewiss sein. Auch in tiefster Not und größter individueller und sozialer Verantwortung sollen Menschen auf die Barmherzigkeit Christi und die Güte des Schöpfers hoffen dürfen: *„Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand, die er zum Heil uns allen barmherzig aufgespannt. Es münden alle Pfade durch Schicksal, Schuld und Tod doch ein in Gottes Gnade trotz aller unsrer Not.“* (EG 533,1-2)

Auch hier sind die Argumente und die Lebens- und Sterbesituationen weitaus vielschichtiger und mannigfaltiger, als dass sie sich in eine einfache Ja-Nein-Alternative fügen ließen. Unsere diakonischen Einrichtungen haben ihre allgemeinen und individuellen Entscheidungen in diesem doppelten Horizont zu wagen: Mit einer klaren und unverhandelbaren Option für das Leben – und zugleich mit viel Feingefühl, liebevoller Wahrhaftigkeit und ehrlicher menschlicher Fürsorge im Blick auf die vielen Schwellen- und Grenzbereiche, die unwägbar und hoch empfindlichen Ausnahmesituationen des Lebens.

VIII. Alles hängt mit allem zusammen: Klimapolitik

Durch die Sommerherrlichkeit

Schwirren Schwalben, flattern Falter.

So dichtet von Liliencron und setzt damit eine Welt und Natur in Szene, die ihren immer gleichen Gang gehen. Doch die Schöpfung reimt sich schon lange nicht mehr so schön wie vor 150 Jahren. Die Falter und Insekten werden rar, und deshalb verschwinden die Vögel. Die Sommerherrlichkeit mit Hitzewellen und ausbleibenden Niederschlägen zeigt an, wie sehr die Natur aus dem Gleichgewicht ist. Davon wissen die Menschen in den Dürre- und Hungergebieten des globalen Südens ein Lied zu singen. Sie sind dort nicht zuletzt deshalb auf Getreide aus Osteuropa angewiesen, weil der Klimawandel heimische Landwirtschaft kaum noch zulässt.

Doch auch wer in den Flutgebieten an Ahr, Erft, Volme und Lenne wohnt oder in von Starkregen betroffenen Regionen wie Paderborn und Lippstadt zuhause ist, kennt eigene Strophen dieses Liedes. Es ist ein langes Lied. Ein Lied, das zunehmend aus dem Takt gerät und in dem sich die Dissonanzen spürbar mehren.

Was am Beginn der biblischen Fluterzählung wie ein archaisch-antiker Erzählstoff anmuten könnte, erweist sich gegenwärtig als schaurige Wirklichkeit und zugleich als erstaunlich präzise: Damals wie heute ist es die Gewalt unter Menschen und die Gewalt zwischen den Geschöpfen, die sich zu einem weltumspannenden Chaos auswächst. Der Krieg in der Schöpfung wird zum Krieg mit der Schöpfung und gegen die Schöpfung, und die zeigt sich schließlich ihrerseits von ihrer lebensfeindlich gewalttätigen Seite.

Deshalb ist Friedenspolitik Klimapolitik, genauso wie Klimapolitik auch Migrations- und Sozialpolitik ist. Fragen nach Frieden und der Sicherheit dürfen nicht ausgespielt oder aufgerechnet werden gegen Fragen des Klimaschutzes und der Bewahrung der Schöpfung. Klima- und Sicherheitspolitik, die ihren Namen verdient, wird nie zu Lasten, sondern stets zugunsten der Armen in aller Welt und auch zugunsten der Armen in unserem Land geschehen können und müssen.

Darauf werden wir kirchlicherseits achten, und daran werden wir erinnern. Auch und zuerst uns selbst.

Es ist auf diesem Hintergrund konsequent, wenn wir auf dieser Synodentagung die Fragen des Klimawandels von beiden Seiten betrachten und bearbeiten werden: Wir blicken – nicht zuletzt mit Hilfe des Vortrags von Dagmar Pruin, der Präsidentin von „Brot für die Welt“ und „Diakonie Katastrophenhilfe“ – auf das große Ganze, auf die Fragen der internationalen Klimagerechtigkeit. Und wir blicken ebenso auf das kleinere – aber nicht weniger wichtige! – Ganze, auf unseren kirchlichen Kosmos in Westfalen. Wir wollen in diesen Tagen die Weichen dafür stellen und damit die finanziellen und personellen Voraussetzungen dafür schaffen, bis 2040 als gesamte Evangelische Kirche von Westfalen klimaneutral zu sein. Das ist unser gemeinsam beschlossenes Ziel.

Auch hier gilt: Die komplexen Fragen lassen sich je länger desto weniger isoliert stellen – und schon gar nicht beantworten. Alles hängt mit allem zusammen: Schwalben und Falter, die vor Kirchengebäuden schwirren und flattern – oder eben nicht mehr! –, und die Menschheitsfragen von Klimawandel und Biodiversität. Die Aufgaben der ökologischen und finanziellen Nachhaltigkeit in unserer Kirche und unser persönlicher, alltäglicher Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung. Die staatlichen Vorgaben durch CO₂-Preise und potentielle Fördermittel. Die Perspektiven künftiger Personal-, Mitglieder-, Gemeindeentwicklung und die Ausstattung unserer Gebäude, die uns so teuer sind – in jedem Sinne dieses Wortes.

Alles hängt mit allem zusammen, und darum brauchen wir sie so dringend: die himmelweite Hoffnung und das unerschöpfliche Vertrauen auf Gottes Versprechen: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost

und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Gott hat ein- für allemal den Bogen der Gewalt in die Wolken gehängt und lässt ihn zum Zeichen seines Bundes werden. Ein Bund seiner unerschütterlichen göttlichen Treue ist das; ein Bund, der alle Zeiten und alle Orte und alle Geschöpfe umspannt.

IX. Gotteslob

Es wird Zeit, hohe Synode, zum Amen dieser Rede zu kommen:

*Amen, Segen, Türen weit,
Orgelton und letzter Psalter.*

In keinem biblischen Buch verdichten sich Lebensfreude und Lebensleid, Lebensangst und Lebensdurst von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt so sehr wie im Psalter. Das letzte Wort im letzten Psalm: Es ist ein großes Halleluja.

Halleluja! Lobet Gott in seinem Heiligtum, lobet ihn in der Feste seiner Macht! Lobet ihn für seine Taten, lobet ihn in seiner großen Herrlichkeit! Lobet ihn mit Posaunen, lobet ihn mit Psalter und Harfen! Lobet ihn mit Pauken und Reigen, lobet ihn mit Saiten und Pfeifen! Lobet ihn mit hellen Zimbeln, lobet ihn mit klingenden Zimbeln! Alles, was Odem hat, lobe den HERRN! Halleluja! (Psalm 150)